

Gurlitts Erbe Noch mehr Geduld

Die auf Initiative der Bundesregierung gegründete Taskforce hat empfohlen, zwei Werke aus dem Besitz des Kunsthändlersohns Cornelius Gurlitt, Gemälde von Henri Matisse und von Max Liebermann, an die Nachkommen der jüdischen Eigentümer zurückzugeben. Bis es so weit ist, kann es sich allerdings noch lange hinziehen. Und das, obwohl eigentlich alles klar schien. Im April dieses Jahres hatte sich Gurlitt auf eine schriftliche Vereinbarung mit der Bundesregierung und dem Freistaat Bayern eingelassen, in der er sich einverstanden erklärte, eindeutig identifizierte Raubkunst aus seinem Besitz an die Nachkommen der früheren Eigentümer zu übereignen. Dann starb er Anfang Mai. Der Nachlasspfleger entschied, dass Gurlitts Erbe die Restitution regeln müsse – Gurlitts

Tod hat die Vereinbarung faktisch außer Kraft gesetzt. Vermacht hatte er seinen Besitz dem Kunstmuseum Bern, das bis Ende des Jahres erklären will, ob es das Erbe antreten wird. Zwar bezweifeln weder der Nachlasspfleger noch die Bundesregierung, dass die Rückgabe reibungslos vollzogen wird, aber vor Antritt des Erbes sei eine Rückgabe nicht möglich. „Für meinen Mandanten ist die Situation unerträglich“, sagt Jörg Rosbach, Anwalt des Holocaust-Überlebenden David Toren, 89, aus New York, des erwiesenen Erben des Liebermann-Bildes. uk



Liebermann-Bild „Zwei Reiter“

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht Zweierlei Wunder



„Auf nichts war Verlass. Nur auf Wunder“, heißt es in einem Gedicht von Mascha Kaléko, die als Jüdin im nationalsozialistischen Deutschland in der Tat auf Wunder angewiesen war. Ein paar ereigneten sich – so ihre gerade noch gelungene Flucht –, mussten aber unter so vielen Schmerzen vorbereitet werden, dass man nur aus der histori-

schen Vogelperspektive von einem Wunder sprechen mag, gewissermaßen als statistischer Größe. Ein Wunder im besten und heiteren Sinne, ein Geschenk der Mühe-losigkeit, kam in ihrem Leben nicht vor.

Die Autorin und Psychologin Insa Sparrer hat den Begriff des Wunders für therapeutische Zwecke reformatiert. Was würde geschehen, fragt sie ihre Klienten, wenn sich über Nacht ein Wunder ereignete, und wenn Sie erwachen, ist das Problem verschwunden, das Sie so quält? Woran würden Sie merken, dass sich so ein Wunder ereignet hat, wer außer Ihnen würde dessen gewahr? Und wie fühlt sich dieser Zustand an?

Hinter Interventionen wie dieser lauert die Überzeugung, dass Ihr „Problem“ zu Ihnen gehört und nur von Ihnen „gelöst“ werden kann. Sie haben es definiert, und deshalb können nur Sie es verändern. Wenn Sie schon lange damit umgehen, innerlich wie äußerlich, haben Sie sich vielleicht schon so sehr daran gewöhnt, dass es zu Ihrer Selbstbeschreibung gehört; dann kann es schwer sein, sich davon zu trennen. Möglicherweise hat es sich mit all den vergeblichen Versuchen, damit fertigzuwerden, zu einem inneren Monster entwickelt, erschreckend lebendig wie der Drache im Kinderbuch. Oder seine Lösung erscheint Ihnen entmutigend kompliziert.

Aber auch wenn Sie nicht wissen, wie Ihr Problem jemals gelöst werden könnte, so haben Sie doch eine untrügliche Wahrnehmung dafür, wie es sich anfühlt, wenn das Wunder eingetreten ist. Diese Wahrnehmung genügt für jeden weiteren Schritt. Das macht Wunder über-raschend praktikabel, vor allem in der sozialen Welt.

Wie die meisten der abendländischen Menschen bin auch ich eine gut trainierte Hermeneutikerin: Jede Geschichte hat ihre Motive, jedes Problem seine Ursachen, und nur wenn man die erkannt hat, ist eine Wendung zum Besseren möglich. (Zumal aus der Ermittlung von Ursachen und Bedingungen schon eine Idee für die Lösung zu folgen scheint.) So ist unser Denken geschult.

Zugleich sagt mir meine Erfahrung, dass diese Art des Denkens häufig zermürend ist. Die Deutung historischer Ereignisse (der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der Nahost-Krise und so weiter) kann genauso entzweiend sein wie die Analyse, warum der Abend zu zweit wieder mal schief lief (wozu es auch ein Gedicht von Kaléko gibt). Während die Fantasie, was etwas besser wäre als der gegenwärtige Zustand, gewöhnlich mehr Einigkeit als Differenzen schafft.

(Wo also hilft das hermeneutische Denken? Und ergibt sich die Antwort auf diese Frage vielleicht nicht durch Nachdenken, sondern intuitiv?)

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Dirk Kurbjuweit an der Reihe, danach Claudia Voigt.

Literatur Kalte Schnauze

Für manche Menschen besteht das größte Glück darin, vom Unglück anderer verschont zu sein. In einer solchen Talsohle des Lebens ist Marcel Lilienfeld angelangt, der Zeitungen liest nach dem Prinzip: Das kann mir nicht passieren. Grubenunglück in Südafrika, Wasserleiche im Bodensee, Familienvater löscht seine Familie aus – gegen all das ist er gefeit, denn er arbeitet nicht im Bergwerk, dem Bodensee bleibt er fern, und Kinder wie Frau hat er nie gehabt. Allein ein kleiner Hund, den seine Tante ihm aufnötigte, leistet ihm in seiner Langeweile Gesellschaft,

das aber ändert schon viel: Er muss hin und wieder die Wohnung verlassen, und in Person einer Tierärztin rückt ihm auch noch die weibliche Welt auf Sichtweite. Was eine vom Kitsch infizierte Romanze werden könnte, behandelt die österreichische Autorin Bettina Balàka, 48, mit ironischer Raffinesse. Denn der verdrießliche Lilienfeld ist lediglich eine der Lebensstationen des Mischlingshundes Berti, an dessen Leben entlang dieser Roman geschrieben ist – eine durchweg interessante Tour durch Milieus. Dazu gehören eine Prekariatsfamilie in Ungarn, eine Tierschutzaktivistin in Österreich und jener sorglose Mittelstand, der von den Fellwesen mit der Fähigkeit, Pfötchen zu geben, dankbar profitiert. Der Protagonist absolviert all das mit hechelnder, unerschütterter Lebenslust: ein Held und ein ideales Gegenüber für Projektionen und Wünsche vornehmlich bei jenen, die sich das Wünschen schon fast abgewöhnt haben. es



Bettina Balàka
Unter Menschen
Haymon Verlag,
Innsbruck;
328 Seiten;
19,90 Euro.